

Wegs - Preis
In der Buchhandlung des Verlegers...

Halle'sche Zeitung.

Anzeige - Gebühren
Für die Anzeigen...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstr. 87.

Halle a. S., Mittwoch 28. Juli 1897.

Seitler Bureau
Berlin S. W. Spandauerstr. 8

Deutsches Reich.

* Der Kaiser hat, wie schon gestern kurz gemeldet, an Bord der 'Sachsen'...

* Der Kaiser, die Kaiserin und der Prinzregent von Bayern werden, wie jetzt feststeht, am 2. September...

* In Vipp-Deinold wollen die Gemüther noch immer nicht zur Ruhe kommen. Besonders am Montag, wo eine frühe...

* Die 'Staatsbürger' hält gegenüber anders lautenden Meldungen die Behauptung aufrecht, daß die Ernennung des Staatsministers...

* Fürst Bismarck und das Vereinigtes. Zum Schließen der Vereinigungsgesellschaft...

allen staatlichen Nachmitteln aufzunehmen, wenn sie sich nicht dem Vorwurfe eines Mangels an Ehrlichkeit aussetzen will.

* Landwirtschaft und Kaufmannschaft. Eine sehr bemerkenswerthe Erklärung hat Herr v. Schütz-Wexlienen...

* Der Ober-Vorsteher der Kaufmannschaft, Kommerzienrat Nitzsch...

* Nach dem, was bisher über die Ausführung des Scherbesetzungsgesetzes bekannt geworden ist...

* Ueber die Ausbildung und Anstellung der Amtsräte für Unterbeamtenstellen im Betriebsdienst der preussischen Staatsbahnen...

* Die zur weiteren Anstellung von Beamten, Weidener, Nachtmann, Bortler, Bremser oder Schöner in Aussicht genommene...

* Durch Königlich-Preussischen Erlaß ist die Ausübung der gesundheitspolizeilichen Aufsicht über die Provinzialanstalten und die Schulgesundheitspflege der Oberpräsidenten übertragen worden.

* Für eine neue Organisation der Kolonialverwaltung sollen dem 'Hamb. Anz.' zufolge in den nächsten Tagen...

Die positiven Leistungen des Landtages.

Der Kampf um die Vereinigungsgesetze, der doch nur durch eine ganz geringe Mehrheit zu Gunsten der Gegner...

Frankreich.

Coluchowski und Solowoff. Der österreichische Minister des Aeußeren, Graf Coluchowski...

England.

Tolle Beschlüsse. Im englischen Unterhaus war am Montag der Bericht des famosen Schifffahrts-Kommissioners...



Das Haus der Schatten.

10) Roman von Robert Kohnrausch.

Wenn ich Dir etwas verſagen muß," fuhr Dr. Jaſch fort, „Dir von irgend einer Sache abrathen, die Du zu Deinem Glücke für nöthig hältſt, da ſehe ich Dich immer vor mir, wie Du als vierzehnjähriger Junge zu mir gebracht wurdeſt, als Deine Eltern ſo raſch nach einander geſtorben waren. Die gute Thereſe, — Du warſt ja ihr ganzes Glück gewefen."

Er hielt einen Augenblick inne, als überwältigte ihn die Rührung; dann ſpülte er die Thränen in ſeiner Kehle mit einem Schluck Sherry hinunter.

„Na, wir wollen uns nicht weich machen," fuhr er fort. „Wir haben heute die Stärke nöthig, Du beſonders, mein armer Junge. Denn wo Du die Verhältniſſe nun kennſt, wirſt Du Dir ja ſchon ſelbſt geſagt haben, daß an eine Heirath zwiſchen Dir und Frau Henninger nicht zu denken iſt."

„Iſt es denn wahr?" Wie ein Schrei der Verzweiflung kamen die Worte von Georgs Munde.

„Ob es wahr iſt? Die Geſchichte mit dem Eid? Selbſtverſtändlich. Ich würde vielleicht daran zweifeln, wenn ich nichts weiter davon wüßte, als das Gerüde in der Stadt. Aber ich habe es von ihm ſelbſt. Jawohl, von ihm ſelbſt. Er lebte noch ein paar Tage, nachdem er ihr den Eid abgenommen hatte. In dieſer Zwischenzeit habe ich ihn beſucht, wie ich es als Hausgenoſſe öfter that. Ich war nicht ſein Arzt, aber wir waren befreundet, recht innig befreundet, kann ich wohl ſagen. Und da erzählte er mir das Alles. Damals wunderte ich mich, daß er den Verdacht ausſprach, ſie könnte ihren Schwur vielleicht einmal brechen. Dann ſollte ich, — na laſſen wir das ruhen. Aber jetzt ſehe ich, daß er in der Beurtheilung ihres Charakters Recht hatte. Ich halte es nicht für ausgeſchloſſen, daß ſie den Eid jetzt überhaupt ableugnen wird."

„Das wird ſie nicht thun, wenn ſie ihn wirklich geſchworen hat. Sie iſt eine wahre, ehrliche Natur!"

„Na ja, bis zu gewiſſen Grenzen. Aber die Frauenzimmer, — ich kenne mehr von der Sorte, als Du. Und Frau Henninger hat, was man mit höflicher Umſchreibung einen ſtarken Geiſt nennt. Die ſetzt ſich über Manches hinweg. Aber wir brauchen uns," fügte er auf eine abwehrende Bewegung ſeines Neffen hinzu, „ja gar nicht die Köpfe darüber zu zerbrechen, was ſie thun oder nicht thun würde; es handelt ſich nur darum, was Du ſelber zu thun haſt. Und ich meine, das iſt klar."

„Ich weiß es, ich fühle es," ſöhnnte Georg, „und doch ſuche ich immer wieder nach einem anderen Ausweg."

„Die Sache iſt leider ſehr einfach. Eine Heirath iſt abſolut ausgeſchloſſen. Du haſt als Ehrenmann alſo die Pflicht, in Deinem und ihrem Intereſſe Dich von ihr zurückzuziehen. Sieh, Georg, es thut mir weh, Dir das ſagen zu müſſen, aber ich kenne Dein gartes Empfinden, Dein ſtark ausgebildetes

Moralgefühl. Es giebt für Dich nur dieſe eine Möglichkeit. Und ich weiß auch," — er ſenkte die Stimme geheimnißvoll, indem er dieſe Worte ſprach, — „daß der Himmel Dich ſtrafen würde, wenn Du ſeine Geſetze mißachteſt."

Georg nickte nur zur Antwort, zu reden vermochte er nicht. Der Doktor aber ergriff ſeine Hand, und indem er ſie leiſe ſtreichelte, ſagte er: „Ich mache ſonſt nicht viel Aufhebens von meiner Religion und ſpreche nicht oft von den Dingen, die uns Allen die heiligſten ſein ſollen. Aber ich habe meinen Gott und meine Religion, und ich weiß, daß dieſer Gott ſchon auf Erden die Sünde und den Wortbruch beſtraft. Ich ſelbſt habe es erfahren."

Er ließ die Hand los, die er gehalten hatte, und ſtand auf, als triebe eine mächtige Erregung ihn von ſeinem Sitz empor. „Du haſt mich einmal gefragt, warum ich nicht geheirathet habe. Damals habe ich Dir nicht geantwortet, heute will ich es Dir ſagen, denn mein Schickſal hat große Nehmlichkeit mit Deinem. Auch ich liebte eine Frau, eine Wittwe, und wurde von ihr wieder geliebt. Kein heiliges Verſprechen an ihren erſten Gatten ſtand zwiſchen uns, aber ſie hatte ihm oft geſagt, daß ſie niemals einen Anderen nach ihm würde lieben können. Auch das hat dem Himmel als ein Verſprechen gegolten. Es war ein Mädchen da aus der erſten Ehe, ein dreizehnjähriges, früh entwickeltes Kind, das mit leidenschaftlicher Liebe an der Mutter hing und mich mit wüthender Eiferſucht verfolgte. Wir achteten nicht darauf in unſerer Verblendung; aber eines Tages, als wir im Garten neben dem Hauſe ſaßen, jene Frau und ich, und von unſerer Liebe ſprachen, da belauſchte uns das Kind von einem Fenſter des Hauſes aus und da —"

Er machte eine Pauſe und ſtarrte vor ſich hin, als ſähe er eine Erſcheinung. Dann fuhr er noch leiſer fort: „Da ſtürzte das Kind ſich von oben herab auf den Kies des Gartens und blieb zerſchmettert liegen, wenige Schritte von uns entfernt. Ich habe die Frau niemals wieder geſehen. Eine Todte ſteht zwiſchen uns, wie ein Todter zwiſchen Dir und dieſer anderen Frau."

Georg antwortete nicht; mühsam ſtand er auf mit bleichem, ſuchendem Geſicht und ging langſam zur Thür.

„Wo willſt Du hin?"

„Ich weiß nicht. Irgend wohin. Es iſt ja gleich."

Aber an der Thür blieb er noch einmal ſtehen und wandte ſich um. „Das Eine ſag' mir noch: Iſt auch das Andere wahr, was man ſich erzählt?"

„Welches Andere?"

„Daß er, der Todte, gedroht hat, mit etwas Schrecklichem —"

„Du meiniſt, daß er gedroht hat, zurückzukommen, wenn das Gelübde verlegt würde? Mein Gott, es iſt ja Thorheit, halbe Fieberphantasie vielleicht, aber wahr iſt auch das."

„Auch das!" Georg ſchauderte zuſammen; dann ging er langſam, mit den taſtenden Schritten eines Nachtwandelnden aus dem Zimmer.

Als der Doktor allein war, dehnte er ſich und rechte behaglich die Arme, als habe er eine ſchwere Arbeit hinter ſich, mit

deren Ausführung er zufrieden sei; dann stürzte er den Rest des Weines hinunter, der in dem Glase geblieben war.

Ein ganz leises, gedämpftes Lachen ließ ihn zur Thür des Nebenzimmers hinüberblicken. Geräuschlos hatte sich die Portiere getheilt und Fräulein Tietjens war hereingetreten. Er lachte gleichfalls, nur lauter und herzlicher, als er sie sah.

„Hast Du gehört?“ fragte er.

„Das Weisse,“ gab sie zur Antwort, „ich kam gerade zur rechten Zeit.“

„Habe ich meine Sache nicht gut gemacht?“

„Daß Du ein Schurke bist, weiß ich lange,“ gab sie ruhig zur Antwort, „den Schauspieler in Dir habe ich heute bewundert.“

„O ja, ich habe einiges Talent,“ entgegnete er wohlgefällig und warf einen Blick in den Spiegel. „Aber das Beste war doch die Geschichte mit dem Kinde, das aus dem Fenster springt, was?“

Die letzten Spuren der anfänglichen Heiterkeit erloschen plötzlich in Fräulein Tietjens Gesicht, das drohend und finster wurde, als ziehe eine Gewitterwolke darüber hin.

„Als Du dies erlogene Kind umbrachtest, hast Du da nicht an ein anderes gedacht?“

„Sei still!“

„An Dein Kind, an unser Kind?“

„Sei still und geh!“

„Ich gehe. Aber der Tag wird noch einmal kommen, an dem es zwischen uns Abrechnung giebt über diese Sache.“

Er machte eine Bewegung, als wolle er sie zurückhalten, doch begann er sich und ließ sie schweigend hinausgehen. Er blieb allein, warf noch einen Blick auf den Spiegel und zündete eine Cigarette an.

Georg war auf sein Zimmer zurückgekommen, ohne zu wissen, wie; nun saß er dort, bis die frühe Dämmerung sich in Dunkelheit verwandelte und der Abend seinen schwarzen Mantel über die Erde breitete. Ohne Speise, ohne Licht saß der einsame Mann in dem finsternen, niedrigen Zimmer und grübelte vor sich hin, ohne einen Strahl von Hoffnung zu finden. Endlich duldete es ihn nicht länger in dem öden Gemach. Hut und Ueberzieher riß er vom Nagel und eilte hinaus. Auf dem Korridor des Vorderhauses, in der Nähe der Zimmer, in denen er die geliebte Frau vermuthete, ging er ganz leise auf den Behen, als fürchtete er, sie durch seine Schritte herbeizurufen.

Auf der Straße wandte er sich seitwärts, unbelebten Gassen zu, die ihn rasch aus der Stadt hinaus auf den hohen Wall führten. Es hatte zu schneien aufgehört, aber der Schnee lag tief; einzelne Sterne kamen am gereinigten Himmel hervor. Hier auf dem Walle ging um diese Zeit kein Mensch, außer dem einen schmerzvollen Manne. Ganz langsam stieg er die Böschung hinan und ging an den Mauern der Gärten entlang, die zu der Irrenanstalt gehören. Dann immer weiter, der Biegung des Waldes folgend. Auf der Brücke, der Bischofsmühle gegenüber, blieb er einen Augenblick stehen, aber das Rauschen und Brausen des Wassers drang laut zu ihm empor, machte ihn schauern und trieb ihn hinweg; nun wieder zum Wall an der anderen Seite der Stadt empor und unter den kahlen, schneebedeckten Bäumen dahin, bis er den Rehrwiederturm links neben sich in der Tiefe erblickte. Er blieb auf's Neue nachsinnend stehen, und ein jähes Weh durchfuhr sein Herz, als er der schönen Sage gedachte, die ein verirrttes Mädchen durch den Klang der Glocken von diesem Thurm heimführen läßt aus Wildniß und Verderben. Für ihn gab es keine Heimkehr mehr in sein bisheriges Leben! Keine Glocken oab es, die ihm freundlich und tröstlich den Weg

zeigten, den er zu wandeln hatte, um Glück und Frieden wiederzufinden. Keine Hoffnung, keine Hilfe, keinen Ausweg aus dem furchtbaren Labyrinth!

Nachdem er noch eine Weile planlos und ziellos umhergeirrt war, überkam ihn eine angstvolle Sehnsucht nach Menschen und Licht. Er ging zur Union, der alten Paulinerkirche, die in seltsamer Verkehrung ihres Zweckes zum Restaurant geworden ist. Als er nun aber den gewölbten Raum betrat und die Stimmen plaudernder, lachender Gäste vernahm, da flüchtete er sich doch vor ihnen in einen einsamen Winkel, wo Niemand ihn störte. Die Speisen, die er sich bringen ließ, berührte er kaum, ein Glas Bier stürzte er eilig hinunter, dann brach er wieder auf und begann mit ermattenden Knien seine Wanderung aufs Neue, diese aussichtslose Flucht vor den eigenen Gedanken.

Es war spät in der Nacht, als er nach immer wiederholtem Zögern in die Nähe seiner Wohnung zurückkam. Aber auch jetzt konnte er sich noch nicht entschließen, sie zu betreten; es war ihm, als müsse er ersticken in dem Raum, der ihm sonst Frieden und Behagen gewährt hatte. Die dunklen Massen der Michaelskirche zogen ihn an, die mit ihren niedrigen Thürmen sich breit vor ihm erhob; mehr noch die finsternen Mauern der Irrenanstalt daneben, die eine Welt von Trauer und Elend umschließen. Nicht weit von der Pforte, hinter der so Mancher für immer verschwunden ist aus den Reihen der Menschen, trat er in den Schatten eines Portals, über dem die Figur eines Bischofs in farbigen Gewändern segnend die Hände erhob. Es war ihm gewesen, als gehe Jemand hinter ihm und er müsse den Rücken sich decken gegen einen unbekanntem Feind. Eng preßte er sich an die Wand und horchte; aber es mußte das Klopfen des Blutes in seinem Ohr gewesen sein, das ihm wie Klang von Menschentritten gewesen war. Alles war still; in feterlichem Schweigen stand die Kirche ihm gegenüber auf der Erhöhung, die sie trägt.

So verbrachte er eine Zeit, deren Dauer er nicht abzumessen vermochte, in seine Ecke gedrückt, in schmerzlichem Sinnen. War dort vielleicht hinter den Mauern der Anstalt das Ziel seines Weges durch's Leben? In dieser Stunde meinte er zu fühlen, wie seine Gedanken sich verwirrten, wie der müde Geist anfangs zu schwanken und abzuirren von der geraden Bahn. Und jetzt — gewannen die Wahnvorstellungen sichtbare Gestalt; war es eine Hallucination, die vor ihm sich erhob und lautlos dahinschwabte über den Schnee der winterlichen Erde? Er schloß die Augen, aber als er sie wieder aufthat, war die Gestalt noch immer zu sehen und hatte den Weg fortgesetzt, den sie begonnen hatte. Es war eine männliche Figur, soviel vermochte er zu erkennen, eher klein als groß, die sich mit vorsichtigen Schritten auf das heilige Gebäude zu bewegte. Ueber die eine der niedrigen Treppen, die zu der Kirchenhöhe emporführen, über die entweihten Leichensteine, die hier von Menschenfüßen getreten werden, glitt sie hinauf, näherte sich der Westseite der Kirche und verschwand in ihrem Schatten.

Als würde er von der Erscheinung angezogen, folgte Georg ihr nach, stieg mit leisen Schritten gleich ihr die schneebedeckten Stufen hinan und konnte, vorsichtig sich nähernd, eben noch erblicken, wie sie auf eine kleine rundbogige Thür in einer Mauer zuschritt, die an das westliche Ende der Kirche sich unmittelbar anschließt. Er mußte, daß hinter jener Mauer der Zugang zu der uralten Krypta sich befindet, die den Sarkophag des heiligen Bernward birgt. Als er noch einmal hinsah, war die Gestalt verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Im Banne des Hauses.

Von A. Trinius.

Wenn man aus den Buchenhallen trat, welche die beiden nachbarlichen Bajaltberge bis zu ihren Kuppen dicht bedeckten, so öffnete sich in der Tiefe ein sonnigheiteres Gelände, übersät mit Dörfern und Weilern, zwischen denen da und dort einsame bewaldete Regel auftraten, auf deren Scheitel trauernde Ruinen vom verblassten Glanze einstiger Ritterherrlichkeit erzählten. Ein blauumdufteter Berggug schloß in tiefster Ferne das weite Bild ein.

Zwischen den beiden Doppelbergen wand sich eine Straße schnurgerade hinab nach dem Städtchen K., dessen Thürme schon von weitem dem Wanderer Grühe sandten. Einmal hatte der Ort den Prunk fürstlicher Hofhaltung gesehen, Jagden und Bälle, festliche Auffahrten geladener Gäste, knatterndes Feuerwerk an lauen Sommerabenden in dem sehr kunstvoll angelegten Lustgarten. Doch das Alles lag fern wie Traum und Vergeßten. Selbst die ältesten Leute hatten nichts mehr davon gesehen. Nur aus Chroniken und Ueberlieferung von Mund zu Mund erhielt sich die Erinnerung, auf welche man noch immer mit Stolz blickte. Der Park mit seinen Lusthäusern hatte längst einem mit Obstbäumen bestandenen Grasgarten Platz gemacht. Doch das altersgraue Schloß mit seinen Thürmen stand noch. Es blickte verwittert und grämlich drein; in seinen Räumen hatten Verwaltungen sich festgesetzt und es roch nach Staub und vergilbten Altensbündeln.

Auf der Hauptstraße und den Nebengassen des stillen Landstädtchens aber führten jetzt allerlei Stallthiere das große Wort. Geflügel aller Art gackerte da um die Wette und am Abend füllten die von der Trift heimkehrenden Rinder und Schafe mit melodischem Getöse die aufstehende Stadt. Nollte einmal der mit Roffern besackte Wagen eines Handlungsreisenden durch die Gassen, so öffnete sich Fenster an Fenster und man erging sich in Vermuthungen aller Art, freute sich auch, daß das einhellende Einerlei einmal in so anregender Weise unterbrochen worden war.

Die Häuser an der Hauptstraße, welche sich im Bogen als Hauptverkehrsader von einem Thor zum andern zog, sahen mit ihrem dunkelgetönten Gebälk, den Söllern, Ertern und steilen Giebeln alterthümlich und traulich aus. Mit blanken Fenstern schauten sie neugierig auf die Straße, ein Stockwerk über das andere vorgebeugt, als wollten sie ganz genau erkennen, was da unten tam und ging.

Nur ein einziges Haus in der Nähe des Schloßplatzes, ber an der Hauptstraße einmündete, machte eine auffallende Ausnahme. Es lag vornehm zurückgezogen, durch einen schmalen Gartenstreifen von den anderen Häusern geschieden, gleichsam deren Berührung scheuend. Es sah noch alterthümlicher denn die anderen aus und war auch weit größer als diese, ein sehr ehrwürdiger Fachwerkbau mit reizvoll geschmückten und gemusterten Stielen, Giebeln, Thür- und Fenstereinfassungen, auf Eisenbalken ruhend, die im Laufe der Jahrhunderte sich längs der einzelnen Stockwerke lassend niedergehenkt hatten.

Es sah aber auch stiller wie die anderen Häuser aus. Tausend Geheimnisse schienen es zu umschweben, als ginge das Leben da drinnen wie auf leisen Sohlen dahin. Nur zuweilen, wenn an stillen, schönen Abenden das eine Fenster seitlich des alten Lindenbaumes geöffnet wurde, vernahm man manchmal zum Klange eines Instruments den Gesang getragener, ernster Weisen. Das Instrument klang zart und dünn wie ein Spinett; die tiefe Altstimme aber gehörte der Herrin dieses Hauses, Christine Weyer. Im Orte hieß sie nur allgemein „Fräulein Christine“. Die Kinder liefen ihr auf der Straße entgegen und reichten ihr die runden Händchen; wer ihr begegnete, grüßte mit warmer Achtung, und wo das tapfer ausschreitende, klug und gut dreinblickende Fräulein eintrat, da gab es im Hause der Armen helle und wohl auch 'mal nasse Augen. Trotz ihrer vierunddreißig Jahre lag es auf ihrem frischem, gesunden Antlitze noch immer wie ein Schimmer letzter Jugend. Keine Furchen, noch herben Zug hatte das Gesicht ihres Lebens ihrem Gesicht eingegraben.

Und doch trug auch sie ihr stilles Leid. „Sie hat auch ihren Roman gehabt,“ erzählten sich die Leute. Wenn dann 'mal ein Neuling theilnahmsvoll oder neugierig fragte, warum dieses so energische, wohlhabende und gewiß einst auch sehr hübsche Mädchen unvermählt geblieben sei.

dann deutete man hinüber auf das Haus und antwortete lakonisch:

„Das ist d'ran schuld!“

„Was denn?“

„Nun — das Haus! Er wollte nicht hinein und sie nicht heraus. Da haben sie sich getrennt für immer, und sie ist lebzig geblieben!“

Ja, das Haus war es gewesen! Weil sie mit all den Fasern ihres Herzens festgewurzelt in demselben war, mit ihrem Denken und Fühlen im Bann dieses Hauses stand, da hatte sie sich selbst dazu verurtheilt, fortan allein durch's Leben zu schreiten.

Fremde, denen es 'mal vergönnt gewesen war, durch die weiten Räume des umfangreichen stillen Gebäudes zu gehen, die waren heimgelehrt und hatten nicht genug die Kunstschätze, den traulich-anheimelnden Zauber desselben preisen können. Jahrhundert waren vor ihnen niedergefunken, eine andere Welt hatte sie umfungen, der traute Stimmungshauch einer entschwindenden Kunstfrosen Zeit. „Diese schlichte Stadt hat ein Museum,“ verkündigten sie, „um dessen Reichthümer manch andere es neiden müßte.“

Doch auch die Sonnenstrahlen schienen sich nur ungern von diesem Hause trennen zu können. Ihr Morgengruß glitt durch die Fenster der Vorderfront, und dann wanderten sie um das Haus herum, zögernd am Abend von ihm Abschied nehmend. Als ob sie sich nicht satt sehen konnten! Sie huschten über kunstvoll ausgelegte Kiefenschränke, über reich geschmückte Truhen, Kasten, Spinnräder, Möbel aller Art. Sie spiegelten sich in alterthümlichen figurenreichen Kachelöfen, Porzellanen, Bronzen, Zinnkrügen, buntfarbigen Gläsern, glitten über nachgebunkelte Wandgemälde und Holzschnitte, blickten in Armeln und Kronen und freuten sich der bemusterten Binnern, köstlichen Spitzen und Webereien, seltenen Münzen, Pokale und des mannigfachen Kleintands, Rippes und Spielwerks, das alle Zimmer, die langen Korridore füllte.

Ja, das war ihre Welt! In diesen Räumen herrschte Christine Weyer fürsorglich, still, reglamen Geistes, einer gütigen Fee gleichend. Hier konnte sie ordnen, säubern und mit täglich neuem Behagen sich der Schätze des trauten Hauses freuen. Geschlecht auf Geschlecht hatte in diesen Räumen freudig angesammelt, Ererbtes war von anderer Seite noch hinzugekommen, und so hatte sich der Schatz gehäuft und erhalten, wie eine einsame Insel mitten im Strom moderner Zeit. Wer die Schwelle dieses Hauses übertrat, den umwehte wirklich der Hauch einer längst versunkenen Zeit.

In diesem Hause war Christine geboren, hatte sie die Jugend ziemlich geräuschlos verlebt. Von der Mutter war ihr nur das halbverwischte Bild einer tränkenden Frau in der Erinnerung geblieben. Dieselbe starb bald, und so blieb sie, das einzige Kind, mit dem Vater allein in dem großen wunderjamen Hause. Früh gingen ihr schon die Augen auf für all das Schöne, was an Kunst und Kunsthandwerk das Waterhaus umschloß. Sie war dem Vater, welcher ihr den Sinn und Geschmac für ihre Umgebung weckte und schärfte, eine gelehrige Schülerin. „Halte Alles immer zusammen!“ sagte er mehr denn einmal zu ihr, „daß es nicht in der Welt zerstreut wird, wenn ich nicht mehr bin. Denn Du wirst's noch einmal erkennen, welsch unsersehbares Gut unsere Vorfahren hier zusammenstrugen.“

Wie liebte sie dieses Haus! Jeder Winkel, jede Ecke konnte ihr etwas erzählen, und wenn sie mit grühenden Blicken und ordnenden Händen durch die lange Flucht der Zimmer treppauf und ab schritt, da umraunte es sie, da begann Alles zu leben; es huschte und trippelte um sie her, als seien Heuzelnmädchen da und begleiteten als gute Hausgeister die Herrin.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Der schlaue Rekrut. Es war — so erzählt man uns — an A. heine in einer kleinen Garnison, wo die Besichtigung der Rekruten des 1. Regiments den Besuch des gestrengen und gefürchteten Divisions-Kommandeurs, Generals A. L., brachte. Er hatte so seine „Dollpunkte“ — und das ist für die armen Untergebenen immer eine üble Sache. So verlangte er von jedem Rekruten, daß er ihn kennen sollte. Bei entfernten Garnisonen wurde dieser Zweck der Instruktion an Photographien Er. Erzelenz ausgeführt. Die Bilder der andern Generale wurden nur gezeigt, damit selbst die künftigen Rekrute bei der Besichtigung wissen sollten, wo der General A. sich

aussähe. Der Tag nahte heran — Niemand hatte ein reineres Gewissen, als der Kompagniechef der 10. Kompagnie. Mochte Alles schief gehen — seine Kerls kannten wenigstens den Divisionskommandeur! Bei der Instruktion tritt der General vor die Abtheilung, beim Nachleben des Anzuges fällt ihm ein Mann durch eine kleine Unordnung auf. Er bleibt vor diesem stehen und schreit ihn ziemlich unfaßlich an: „Wer bin ich?“ Keine Antwort. „Wer ich bin?“ Nicht einmal die Lippen bewegt der Mann. — „Aber, Herr Hauptmann, wie kommt das, der Mann kennt mich noch immer nicht und dient bald ein halbes Jahr unter mir?“ — „Euer Erzellenz — es ist der dümmste Mann der Kompagnie und auch der einjige, der Euer Erzellenz nicht kennt!“ — „Sonderbar, daß ich gerade auf diesen — Ihren Dümmlen — stoßen mußte!“ — „Der Mann hat überhaupt noch keine Antwort gegeben seit seiner Einstellung.“ fügt der Hauptmann entscheidend hinzu. „Was — keine Antwort? Das kann nur an der Art der Instruktion liegen! Ja, mein lieber Hauptmann, man muß sich mit den Leuten beschäftigen! Ich werde es ihnen mal vormachen!“ — Der General trat nun auf das Unglückswurm zu, streichelte ihm als Einleitung beide Waden, klopfte ihm auf die Schultern und redete ihn so freundlich an, als es ihm möglich war: „Nun, mein guter Junge, — nur keine Angst — es thut Dir ja Keiner was. Hebe nur den Kopf, mir frei ins Auge gesehen! Ich bin ja Dein Divisionskommandeur — und will gerne von Dir hören, wie es Dir gefällt bei den Soldaten.“ Keine Antwort — eindrucklos gleiten die Worte an ihm ab — keine Muskel in seinem so „ausdrucksloosen Gesicht“ bewegt sich. — „Sage mir nur, ob sie Dir etwas thun, ich will Dir schon helfen. Du kannst schon Vertrauen zu mir haben, mein Sohn, sprich Dich nur aus — hat man Dich hier schon mal mißhandelt?“ — Athemlose Stille — „Alles lauscht gespannt — Was wird der Kerl sagen? „Wat eeg sie?“ kam es pomadig heraus in der breitesten rheinischen Mundart.

Die Pariser Wassertrinker werden dieser Tage beim Lesen der Funde, die ein junger Gelehrter des Jardin des Plantes in den Wasserleitungen jener Gegend gemacht hat, eine echte Freude gehabt haben. Paris wird bekanntlich nur zum Theil mit Quellwasser versorgt, der Rest der Hauptstadt muß sich mit Seinenwasser begnügen. Wenn aber die Reservoirs, welche Quellwasser enthalten, in heißen Sommern austrocknen, dann ist die gesamte hauptsächlichste Bevölkerung zeitweise auf Seinenwasser angewiesen. Daß hierdurch die Sterblichkeit in bedenklichem Maße zunimmt, kann nicht Wunder nehmen, sagt man die von Herrn Armand Bire gemachten Funde näher ins Auge. Es ist eine wahre Fauna von Wasserthieren, die in einer ungefähr 10 Centimeter dicken, den Höhlenwänden anhaftenden, pestilenzialisch stinkenden Schlammkruste wuchert. Da waren neben Tausenden von Mollusken unzählige Würmer aller Art und Größe zu sehen, Blutegel, Regenwürmer, ferner sogenannter Leuzendrüsen und schließlich sogar zahlreiche Krustaceen. Wie Herr Bire einem Besucher mittheilte, giebt es in der ganzen Gegend des Pflanzengartens nur eine einzige Quellwasser-Fontaine, während alle übrigen öffentlichen wie privaten Brunnen Seinenwasser liefern, was nicht nur auf die Menschen, sondern auch auf die Hausthiere eine nachtheilige Wirkung übt. Ja, sogar verschiedene Experimente in den wissenschaftlichen Laboratorien des naturhistorischen Museums sollen mitgingen, weil das dazu verwendete Wasser allzu viele Unreinheiten enthalte. Dem Experimentator sind z. B. seltene Wasserthiere, namentlich blinde Krustaceen aus den Jurahöhlen, im Seinenwasser gestorben. Eine schönere Beklammung für ihre Waare können sich jedenfalls die Mineralwasserhändler, denen böse Zungen übrigens nachsagen, sie schöpften auch aus der Seine, kaum denken.

Die nördlichste Zeitung der Welt. Der Umstand, daß die norwegische Vesteraalenische Dampfschiffsgesellschaft einen regelmäßigen Dampferverkehr zwischen Norwegen und Spitzbergen unterhält, hat Anlaß zur Herausgabe einer Zeitung in Spitzbergen gegeben, die ohne Zweifel eine merkwürdige Erscheinung und eine Seltenheit für Literaturfreunde bildet. Nummer I und II dieser Zeitung, die den Titel „Spitzbergen-Gazette“ führt, liegt vor; eine Probenummer war für jetzt erschienen. Jedenfalls hat noch niemals ein Redakteur seine Wirksamkeit in einen so nördlichen Breitengrad verlegt wie der Spitzbergen-Gazette, der sein Redaktionslokal an der Adventbai aufgeschlagen hat, wo sich das erste Hotel Spitzbergens befindet. Das Blatt bringt ausschließlich Artikel über Spitzbergen.

Eine Schinken-Epidemie war unlängst in einer höheren Töchterchule in Wien ausgebrochen, worüber Dr. Verbach an die Wiener Aerzte-Gesellschaft berichtete. Von 35 Schülerinnen erkrankten in einer Woche nicht weniger als 16. Das Schlucken konnte von den davon Befallenen freiwillig nicht angehalten werden, hörte nur im Schlafe völlig auf, um beim Erwachen sofort wieder zu beginnen. Die Mädchen wurden sofort aus der Schule genommen und zum größten Theile sehr bald wieder hergestellt. Zweifelloos handelt es sich um eine Nerven-Affektion hysterischer Natur. Das erste Kind, das von diesem Anfall ergriffen wurde, zeigte unverkennbare Symptome von Hysterie und der zweite Fall wurde sogar durch einen hysterisch-epileptischen Zustand eingeleitet. Nach Charcot kommen solche Schluckensfälle bei bleichsüchtigen Mädchen sehr häufig vor und sind sehr schnell zu heilen.

Ein spaziger Vorgang, spazig wenigstens für die Unbetheiligten, hat sich, so berichtet die „Indep. belge“, in einem großen Gast-

hose am Brüsseler Südbahnhofe zugegetragen. Achtzig Reisende, meist Ausländer, welche die Ausstellung besuchen wollten, waren im Gasthofe abgesehen. Als Sonntag früh sich mehrere Reisen de ihre Stiefel, die sie des Bogens wegen auf dem Flur niedergelegt hatten, anschauen wollten, waren sie verschwunden. Sie schlugen Alarm, der Wirth eilte herbei und es ergab sich, daß der Hausdiener in der Nacht mit allen achtzig Paaren Stiefel und Schuhe durchgegangen war! Der Gasthofbesitzer mußte aus Brüssel Schuhmacher kommen lassen und auf seine Kosten den Reisenden neues Stiefelwerk liefern, zumal viele Reisenden nur ein Paar Stiefel auf die Reise mitgenommen hatten.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Ein ungemein fesselnde Erzählung Felix Dahn's, die seine edle, heilige Verehrung einer jungen Schönheit zum Gegenstand hat, fällt diesmal die Rubrik „Selbstverlebens aus dem Leben berühmter Männer und Frauen“ in der neuesten Nummer 43 der so gern gelesenen Wochenschrift „Von Haus zu Haus“. Belehrend und unterhaltend ist sowohl der Artikel des Berliner Kritikers Schippang, als auch das Aufführen empfehlenswerther Pensionate, Lehr- und Erziehungsanstalten. Die „Reiselust“ empfiehlt Stahringers Naturheilanstalt in Grina, Bad Berka und Luftkurort Weimbach zu angenehmem Sommeraufenthalt. Interessant ist wieder die „Knurr- und Brummede für Männer“. „Fürs Herzblätchen“ bringt allerlei für die Erziehung der kleinen Nützlichen ebenso wie „Haus und Küche“ Wissenswerthes für den Haushalt angiebt. Zwei fesselnde Erzählungen bieten noch interessanten Lesestoff und das nie fehlende Preisräthsel lockt Leser und Leserinnen zum Rathen und Dichten. Probenummern der von Anny Wotho vortheilhaft geleiteten empfehlenswerthen Wochenschrift „Von Haus zu Haus“ werden von der Geschäftsstelle, Adolf Rabn's Verlag in Leipzig, kostenfrei und franko an jede aufzugebene Adresse versandt. Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich nur 1,50 Mark.

Den Namen mit Recht verdient das in über 200 000 Auflage erscheinende Weltmodenblatt „Große Modenwelt“, mit bunter Fächerdignette (man achte genau auf den Titel!), Verlag John Henry Schöwin, Berlin W. 35. Denn nicht nur im größten Format erscheint dieses beliebte Blatt, sondern die Fülle der künstlerischen Illustrationen und des Textes sowie zahlreicher Beilagen im Verhältniß zu dem geringen Abonnementspreis von nur 1 Mk. vierteljährlich setzt geradezu in Erstaunen. Man findet nicht nur die neuesten Modelle aus Paris, Wien, London etc., sondern auch herrliche, naturgroße Handarbeitsvorlagen aller Techniken in den Extra-Handarbeits-Beilagen; eine reichillustrirte Belletristik, sowie ein vorzüglicher Schnittmusterbogen größten Formats zieren jede 14tägige Nummer. Seit einiger Zeit ist auch das reizende Stahlschiff-Modenolorit bedeutend vergrößert; ferner wird der Reform- und Sportkleidung in jeder Weise Rechnung getragen. Wenn wir nun noch erwähnen, daß zu allen Modenbildern Gratis-Schnitte genau nach eingehendem Körvermaß gegen Vergütung der Selbstkosten geliefert werden und daß die „Große Modenwelt“ in vielen fremden Sprachen erscheint und auf der Internationalen Moden-Ausstellung mit der goldenen Medaille prämiert ist, so sprechen diese Thatfachen für sich selbst. Abonnements zu 1 Mk. pro Quartal auf die „Große Modenwelt“ mit bunter Fächerdignette bei allen Buchhandlungen und der Post. Gratis-Probenummern durch erstere und den Verlag John Henry Schöwin, Berlin W. 35.

Als achter Band des sechsten Jahrgangs der Veröffentlichungen des „Bereins der Bücherfreunde, Berlin“ (Geschäftsleitung: Schall und Grund, Berlin W.) erschien soeben: „Aus der Wappe eines Veteranen“ von Friedr. Freiherr von Dindlage-Campe. — Preis geheftet 5 Mk.; geb. 6 Mk. Eine eigenartige Zusammenstellung von Humor und Ernst, von tiefem Empfinden und von leichtem Geplauder bilden die 25 Abschnitte dieses Buches. In einer Reihe von Feldzugsnovellen schildert der Verfasser offenbar Selbstverlebens und Selbstbeobachtetes. „Nach 25 Jahren“, „Frauentage“, Die Scharte in der Degenkluge“, Auf fremdem Pferde“ u. s. w. sind Erzählungen, die — von frischem Soldatengeist und echtem Soldatenhumor durchweht — dem Leser mit packender Wirkung Szenen aus dem Kriegesleben vorführen. Die nicht-militärischen Novellen zeigen eine so wechsellöbliche Färbung im Stoffe, wie in der gesamten Behandlung, daß des Lesers Interesse immer von Neuem ananert wird. Ja einzelne dürften geradezu von kultur-geschichtlichem Werthe erscheinen. Mitten hinein in das so eigenartige Leben der friesischen Inseln führt uns z. B. „Gen Domine“, während „Entflohen“ uns wiederum mit den Anschauungen, der Umanitätswelt und Denkmalsart der Amerikaner deutscher Abkunft in der Form einer spannenden Erzählung bekannt macht. Einer besondern Empfehlung bedarf diese Novellen-Sammlung nicht, der Name „von Dindlage-Campe“ bürgt für ihren Werth. Den Lesern wird sie sicher ein paar anregende Stunden bieten.